

MEDIENPHILOSOPHIE

BEITRÄGE ZUR KLÄRUNG EINES BEGRIFFS

Herausgegeben von
Stefan Münker, Alexander Roesler,
Mike Sandbothe

Es gibt keine Medienphilosophie, zumindest nicht im institutionellen Sinn – und trotzdem kursiert dieser Begriff in den aktuellen Debatten. Was also ist Medienphilosophie? Ist sie eine, vielleicht die neue Fundamentaldisziplin? Oder ist Medienphilosophie ein Oxymoron? Lässt sich die Medienvergessenheit der abendländischen Denktradition mit philosophischen Mitteln womöglich gar nicht einholen? Und was würde das für die etablierten Diskursformationen der Medienarchäologie, des Medienmaterialismus, der Medienkulturtheorie und der Mediengeschichte bedeuten?

Die Beiträge des Bandes setzen sich damit auseinander, was ein grundlagenorientiertes Nachdenken über die Medien leisten kann und soll.

Stefan Münker ist Kulturredakteur beim Fernsehen.

Alexander Roesler ist Wissenschaftslektor in Frankfurt am Main.

Mike Sandbothe ist Hochschuldozent für Medienwissenschaft und Kulturtheorien digitaler Medien an der Friedrich-Schiller-Universität Jena.

Alle drei Herausgeber sind mit Veröffentlichungen zu Medien und Medientheorie(n) hervorgetreten.

Unsere Adresse im Internet: www.fischer-tb.de

FISCHER TASCHENBUCH VERLAG

FREIE UNIVERSITÄT BERLIN
Institut für Philosophie
Habelschwerdter Allee 30
D-14195 Berlin

INHALT

- 7 Vorwort
BEANTWORTUNG DER FRAGE:
WAS IST MEDIENPHILOSOPHIE?
- 10 Martin Seel
EINE VORÜBERGEHENDE SACHE
- 16 Stefan Münker
AFTER THE MEDIAL TURN.
SIEBEN THESEN ZUR MEDIENPHILOSOPHIE
- 26 Elena Esposito
BLINDHEIT DER MEDIEN UND BLINDHEIT
DER PHILOSOPHIE
- 34 Alexander Roesler
MEDIENPHILOSOPHIE UND ZEICHENTHEORIE
- 53 Lorenz Engell
TASTEN, WÄHLEN, DENKEN. GENESE UND
FUNKTION EINER PHILOSOPHISCHEN APPARATUR
- 78 Sybille Krämer
ERFÜLLEN MEDIEN EINE KONSTITUTIONSLEISTUNG?
THESEN ÜBER DIE ROLLE MEDIENTHEORETISCHER ERWÄGUN-
GEN BEIM PHILOSOPHIEREN

Originalausgabe
Veröffentlicht im Fischer Taschenbuch Verlag,
einem Unternehmen der S. Fischer Verlag GmbH,
Frankfurt am Main, Januar 2003

© Fischer Taschenbuch Verlag in der S. Fischer Verlag GmbH,
Frankfurt am Main 2003
Satz: Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin
Druck und Bindung: Clausen & Bosse, Leck
Printed in Germany
ISBN 3-596-15757-9

Institut für Philosophie

Invent.Nr. 813 / 031245

- 91 Barbara Becker
PHILOSOPHIE UND MEDIENWISSENSCHAFT IM DIALOG
- 107 Matthias Vogel
MEDIEN ALS VORAUSSETZUNGEN FÜR GEDANKEN
- 135 Frank Hartmann
DER ROSAROTE PANTHER LEBT
- 150 Reinhard Margreiter
MEDIEN/PHILOSOPHIE: EIN KIPPBILD
- 172 Stefan Weber
UNDER CONSTRUCTION.
PLÄDOYER FÜR EIN EMPIRISCHES VERSTÄNDNIS
VON MEDIENEPISTEMOLOGIE
- 185 Mike Sandbothe
DER VORRANG DER MEDIEN VOR DER PHILOSOPHIE
- 198 Literatur
- 205 Anmerkungen
- 221 Hinweise zu den Autorinnen und Autoren

Sybille Krämer
 ERFÜLLEN MEDIEN EINE
 KONSTITUTIONSLEISTUNG?
 THESEN ÜBER DIE ROLLE MEDIENTHEORETISCHER
 ERWÄGUNGEN BEIM PHILOSOPHIEREN

1. Prolog: Zur Genese der Philosophie aus dem
 ›Geiste‹ dialogisch-agonaler Textualität

Beim Philosophieren kommt es nicht nur darauf an, *welche* Fragen gestellt werden, sondern *wie* Antworten darauf gesucht und manchmal auch gegeben werden. Dieses ›Wie‹ tritt zutage bereits in der Entstehung der Philosophie im Zusammenhang einer Kultur der Literalität, die agonale Auseinandersetzungen um Wahrheitsansprüche im Medium von Texten zulässt. Da im antiken Griechenland keine Buchreligion die Kanonisierung eines Textes erzwang, konnten Texte zu öffentlichen Foren werden: Politische Spielregeln der öffentlichen Rede avancieren so zu Spielregeln des Textes. Möglich wird eine solche Transformation von Rede-Verhältnissen in Text-Verhältnisse durch das Medium des phonetischen Alphabets, welches die Griechen durch Grapheme für Vokale so vervollkommneten, dass eine vollständige Transskribierbarkeit der mündlichen Rede gewährleistet zu sein scheint. Nicht einfach der Übergang von der Mündlichkeit zur Schriftlichkeit per se lässt das Philosophieren zu einer kulturellen Institution werden. *Entscheidend ist vielmehr die für den antiken griechischen Denkraum so einzigartige Inszenierung dialogisch-agonaler Mündlichkeit im Medium der Textualität.* Das Wechselspiel von Rede und Gegenrede kann im Text als ein Wettkampf um das bessere Argument vollzogen werden. Die der mündlichen

Rede – gemäß universalpragmatischer Auffassung – inhärente Vernunft, die darin besteht, im Miteinandersprechen alle nicht-argumentativen Dimensionen der Rede suspendieren und sich auf Argumentation und nichts als Argumentation konzentrieren zu können – diese Form der Rationalität findet in der Imitation der um den Geltungsanspruch der Wahrheit streitenden Rede im Text ihre ›Urszene‹ und ihr mediales Fundament. Was ›philosophieren‹ bedeutet, kann also nicht unabhängig von den Medien philosophischer Arbeit und Artikulation beantwortet werden.

2. Eine medienkritische Revision des ›linguistic turn‹?

Der kantische Konstitutionsgedanke hat im 20. Jahrhundert die Form einer Sprach- und Sinnkritik angenommen. In einer philosophischen Perspektive kann die seit einigen Jahrzehnten andauernde Mediendebatte als eine medienkritische Umwendung dieser ›sprachkritischen Wende‹ gedeutet werden. Gelenkstelle dieser Revision ist die Relativierung des Absolutheitsanspruches der Sprache gegenüber anderen Formen des Symbolischen, aber auch gegenüber den Formen des Technischen. Allerdings kann diese Revision sich weder mit einem Wechsel innerhalb des Zeichenaprioris – etwa durch den Übergang von der Sprache zum Bild – erschöpfen noch mit einem Wechsel vom Zeichenapriori hin zum Technikapriori begnügen. Und das aus zwei Gründen: Das Medium – so jedenfalls ist die Vermutung – birgt eine Figur von ›Vermittlung‹, die weder in semiotischen noch in technischen Termini und Relationen angemessen zu beschreiben ist. Was ein Medium ist, kann also nicht einfach mit den materiellen Zeichenträgern, den Signifikanten, aber auch nicht mit technischen Instrumenten, den Apparaten, in eins gesetzt werden. Zum zweiten Grund: Wenn ›Konstitution‹ sich nicht allein auf Geltungs-, sondern auch auf Genesefragen bezieht, wenn also die Prägekraft des Medialen die irreduzible Veränderbarkeit und also Geschichtlichkeit von Medien einbezieht, dann ist ein *Medienapriorismus* zu

vermeiden: Es sollte keine medientheoretische Version des Transzendentalismus dabei herauskommen. Ein ›schwaches Konzept von Konstitution‹ ist also anvisiert. So kann eine erste Frage an die philosophische Reflexion der Medien formuliert werden: *Wie kann ›Konstitution‹ im Zusammenhang mit Medialität so gefasst werden, dass dabei ein Medienapriorismus zugleich vermieden wird?*

3. Übertragen oder erzeugen Medien Sinn?

Die Frage nach der konstitutiven Rolle der Medien für das, was sie vermitteln, kann auch in einer anderen Perspektive formuliert werden. Das Nachdenken über Medien bewegt sich zwischen zwei Polen: Der eine Pol ist die (traditionell geisteswissenschaftliche) Auffassung von der ›Sekundarität des Medialen‹: Ausgehend von der Vehikelfunktion, vom transitorischen, vermittelnden Charakter des Mediums werden Medien mit den materiellen Realisierungsbedingungen symbolischer Formen/Gehalte identifiziert. Medien übertragen etwas, das selbst nicht ›von der Natur eines Mediums‹ ist, sei das nun der Gehalt, die Botschaft, der Sinn oder die Form. Es gibt also ein Außerhalb von Medien. Der andere Pol ist die (eher kulturalistisch inspirierte) Auffassung vom ›Primat des Medialen‹: Medien gelten dann – wie in These 2 schon angedeutet – als zeitgenössische Fortbildung eines Sprach-, Zeichen- oder Technikapriori. Medien werden zur Springquelle unseres Welt- und Selbstverhältnisses und treten damit in jene Leerstelle ein, welche die Erosion des neuzeitlichen Subjektbegriffes hinterlassen hat. Es gibt kein Außerhalb von Medien. *Wenn sich das Verständnis des Medialen bewegt auf der Skala zwischen ›Übertragung‹ (Sekundarität) und ›Erzeugung‹ (Primat), dann wird die Frage: ›Übermitteln oder erzeugen Medien etwas‹ zu einer Gretchenfrage der Medientheorie.*

4. Das Medium als ›blinder Fleck‹ im Mediengebrauch

Medien wirken in Latenz. Wo immer wir gewöhnlich mit Medien umgehen, richten wir uns auf das, *was* Medien vermitteln und vorstellig machen: ob wir dies nun ›Gehalt‹, ›Botschaft‹ oder ›Sinn‹ nennen. Wir hören keine Luftschwingungen, sondern den Glockenklang, lesen keine Buchstaben, sondern eine Geschichte, sehen keine Pixel, sondern ein Fernsehbild. Medien werden ihrer Funktion umso besser gerecht, je mehr sie uns vergessen lassen, dass es Medien sind, durch die wir etwas zu sehen oder zu hören bekommen. *Medien bleiben der blinde Fleck in unserem Wahrnehmen und Kommunizieren.* Sie wirken gewöhnlich unterhalb der Schwelle unserer Wahrnehmung; im Gebrauch ›entziehen‹ Medien sich durch eine Art ›ästhetischer Neutralität‹: Nur im Rauschen, das ist aber in der Störung, bringen Medien sich selbst in Erinnerung, rücken sie ins Zentrum der Wahrnehmung. Medien kommen einer Reflexionsfigur entgegen, die, was ›Vermittlung‹ ist, so entfaltet, dass dabei der Eindruck einer ›Unmittelbarkeit‹ entsteht.

5. Medium und Medialität. Eine Unterscheidung

Es ist zwischen ›Medium‹ und ›Medialität‹ zu unterscheiden. Entgegen der üblich gewordenen Einstellung, auf eine definitorische, zumindest terminologische Festlegung des Medienbegriffs zu verzichten, kann, was ›Medium‹ bedeutet, im Anschluss an Niklas Luhmann im Zusammenhang der Medium/Form-Relation entfaltet werden: Medien sind Unterscheidungs-Potenziale. Sie stellen ein Strukturierungsrepertoire bereit, das zur Formbildung dient. Während für Luhmann der Akt der Formgebung als ›Operation eines Systems‹ bestimmt wird, wollen wir diese Akte als ›kulturelle Praktiken‹ kennzeichnen. *Medien sind die ›historische Grammatik‹ von Formen, Werken, Sinngehalten etc., die durch kulturelle Praktiken entstehen.* Für dieses Medienkonzept ist zweierlei signifikant:

(a) Die Unterscheidung von Medium und Form ist relativ: Es kommt auf das Erkenntnisinteresse und den Beobachtungsstandpunkt an, was bei einer Beschreibung als ›Medium‹ und was dabei als ›Form‹ zählt. Wir können also die Welt nicht kategorial sortieren in Dinge, die Medien sind, und solche, die es nicht sind. Eine Medienontologie kann es nicht geben. Ein essentialistischer Medienbegriff ist also zu vermeiden.

(b) Erklärbar wird, warum wir immer nur Formen, nicht aber Medien wahrnehmen können. Erklärbar wird aber auch, wie das Prinzip der ästhetischen Neutralisierung ›gebrochen‹ und das Medium dann doch ins Zentrum der Aufmerksamkeit rücken kann: Das ist dann der Fall, wenn ein Medium selbst zur Form und also in ein anderes Medium übertragen wird. So etwa, wie sich die Sprache, die phänomenal im stimmengebundenen Sprechen als fluide, instabil und flüchtig erfahren wird, in der Schrift verräumlicht und dadurch auch zum Gegenstand theoretischer Erörterungen werden kann. Intermedialität ist eine epistemische Bedingung der Medienerkenntnis.

Methodologisch weisen die Fragen ›Was ist ein Medium?‹ und ›Wie wirken Medien?‹ auf die historische Anthropologie als eine philosophische Disziplin. ›Medialität‹ eröffnet also eine Beschreibungs-Perspektive der Welt. Solange wir *innerhalb* dieser Perspektive bleiben, wird ›Medialität‹ fundamental. Daher ist – wenn es auch keine Medienontologie geben kann – eine ›Metaphysik der Medialität‹ sehr wohl möglich. Doch diese Art von Metaphysik muss ihrer Perspektivität eingedenk bleiben: Andere Perspektiven, also auch andere Metaphysiken, sind möglich. Das ist der nicht-essentialistische Kern dieser Metaphysik. Ihn zu erkennen ist diese Art von Metaphysik gerade deshalb fähig, weil über ›Medialität‹ nachzudenken *nolens volens* heißt, auch über ›Perspektivität‹ zu reflektieren. Zeugt also die ›Medialität alles Gegebenen‹ von dessen impliziter ›Perspektivität‹?

6. *Kleine Metaphysik der Medialität und was ›Medialität‹ mit ›Performativität‹ zu tun hat*

Alles, was Menschen beim Wahrnehmen, Kommunizieren und Erkennen ›gegeben ist‹, ist in Medien gegeben. Von diesem Grundsatz auszugehen heißt zugleich, einen in weiten Teilen philosophischer Reflexion wirksamen Topos zu revidieren: In der philosophischen Tradition wird – das ist allerdings holzschnittartig –, was den Sinnen zugänglich ist (aisthesis), als Erscheinung von etwas gedeutet, das allein die Vernunft zu erfassen vermag (logos). Das Wesentliche liegt dann ›hinter den Phänomenen‹ und ist also unsichtbar. Essenz und Existenz, Intelligibles und Sinnliches, Wesen und Erscheinung gehören damit verschiedenen Seins-Registern an: Eine ›Zwei-Welten-Ontologie‹ ist die Folge. Die in den Geisteswissenschaften übliche Unterscheidung zwischen einem universellen Schema (auch: Form, System, Muster, Regelwerk, Programm) und seinem partikulären Gebrauch (auch: Realisierung, Instantiierung, Anwendung, Aufführung) ist eine methodologische Version dieses Topos. Die am Performativen orientierte Metaphysik der Medialität sieht das anders: *Medien phänomenalisieren und machen also Bezugnahme möglich*. Doch indem Medien ›erscheinen lassen‹, wird das, was dabei erscheint, zugleich transformiert, manchmal auch unterminiert. Kraft seiner Medialität birgt ein Vollzug immer auch einen Überschuss gegenüber dem, was vollzogen wird. Auf dieses Surplus des Gebrauchs gegenüber seinem Programm zielt die Reflexionsfigur der ›Performativität‹. Die Phänomene sind stets reicher als die Begriffe, die wir uns von ihnen machen.

7. *Kulturanthropologie der Medien I: ›Übertragung‹ und ›Inkorporation‹*

Die historische Anthropologie geht aus von der Kultur stiftenden Leistung der durch symbolische und technische Praktiken bewirk-

ten Distanzierung. In dieser Fähigkeit zur Distanznahme wurzelt Kultur; Distanz ist eine Elementarerfahrung menschlichen In-der-Welt-Seins. »Ent-fernung« hat dann eine janusköpfige Bedeutung: Sie ist zugleich Distanzsetzung und Distanzüberbrückung. Dass eine theoretische Erörterung von Medien als eine Kulturanthropologie der Medien anzulegen ist, gründet nun darin, dass Medien »Verbindung durch Abstand« ermöglichen. Zwei miteinander zusammenhängende und aufeinander verweisende Begriffe können gebildet werden, um diese Dimension »abständiger Verbindung« auszuarbeiten: »Übertragung« und »Inkorporation«.

(a) Übertragung: Menschliche Kreativität besteht nicht einfach darin, gottesebenbildlich »etwas Neues zu schaffen« (*creatio ex nihilo*), sondern das, was wir vorfinden, in neue Zusammenhänge zu übertragen und damit auch anders sehen und/oder anders gebrauchen zu können. »Veränderung durch Übertragung« ist hier die *Maxime*. Der für die Medientheorie relevante Begriff der »Übertragung« kann am Vorbild jener Art von Übertragung gewonnen werden, welche für die Metapher (*meta-phora*) grundlegend ist.

(b) Inkorporation: Um das formenstiftende Potenzial des Gebrauchs gegenüber dem darin aktualisierten Muster zu rekonstruieren, ist das, was gewöhnlich »Realisierung« (»Instantiierung«, »Erscheinenlassen«, »Vollzug«) genannt wird, als ein Vorgang von *Verkörperung* zu spezifizieren. Es gibt keinen Geist, keinen Sinn, noch nicht einmal: Gott ohne Verkörperung. Es geht allerdings darum, »Verkörperung« nicht nach dem Vorbild der »Fleischwerdung des Geistes« zu begreifen, sondern so, dass durch den Akt der Verkörperung das dabei Verkörperte nicht bloß realisiert, sondern immer auch verändert und unterminiert werden kann.

Die Frage: »Vermitteln oder erzeugen Medien Sinn« wurde als die Gretchenfrage einer Medientheorie eingeführt. Es wird jetzt deutlich, welche Antwort darauf sich in einer kulturanthropologischen Perspektive abzeichnet: Die *Skylla* des bloßen »Medien-sind-sekundär-Ansatzes« und die *Charybdis* des »Medien-sind-primär-Ansatzes« kann genau dadurch vermieden werden, dass gezeigt wird, *wieso Medien im Akt der Übertragung dasjenige, was sie*

übertragen, zugleich mitbedingen und prägen. Es ist die Idee der »Verkörperung« als eine kulturstiftende Tätigkeit, die es erlaubt, »Übertragung« als »Konstitution« auszuweisen und zu begreifen.

8. Kulturanthropologie der Medien II: »Aufführung« und »Umschrift«

Wie können die den Verkörperungen impliziten Übertragungsakte so rekonstruiert werden, dass dabei die Dimension von Hervorbringung sichtbar wird? Wir dürfen »Verkörperung« nicht so verstehen, dass etwas, das nicht in Medien gegeben ist, nun in der Materialität eines Mediums sich raum-zeitlich konkretisiert. Vielmehr geht es darum, dass eine Verkörperung in eine *andere* Verkörperung transformiert wird. *Die Übertragungsverfahren, die diese Art von Transformation vollziehen, können am Vorbild von »Inszenierung« und »Transskribierung« beschrieben werden.* Inszenierung (»Aufführung«) und Transskribierung (»Umschrift«) charakterisieren jene Art von Erzeugung durch Übermittlung, die Medien ermöglichen und eröffnen. Das heißt: Immer geht dem Medium etwas voraus; doch das, was ihm vorausgeht, ist zwar in einem anderen Medium, nie aber ohne Medium gegeben. Wenn das aber so ist, wird Intermedialität ein für die Sphäre des Medialen grundlegendes Phänomen. Medien werden zu »epistemischen Gegenständen« erst in dem Augenblick, in dem ein Medium die »Bühne« der Inszenierung eines anderen Mediums abgibt, welches seinerseits dabei zur »Form-in-einem-Medium« wird. Die Annahme, es gebe Einzelmedien, ist das Resultat einer Abstraktion.

9. Kulturanthropologie der Medien III: Medien zwischen Kunst und Kulturtechnik

Medien stellen historisch konfigurierte Potenziale für kulturelle Praktiken der Verkörperung bereit. Diese Praktiken entfalten sich

in einem Spektrum, dessen Pole wir »Kunst« und »Kulturtechnik« nennen können: »Kunst« steht hier für das Unerhörte, für Überraschung, Ereignis, Phantasie, Einzigartigkeit, Komplexität, faszinierte Aufmerksamkeit, für den Bruch mit dem Vertrauten, kurz: für *Innovation*. »Kulturtechnik« meint dagegen Veralltäglichsung, Routinisierung, Ritualisierung, Gewohnheitsbildung, Dispensierung der Aufmerksamkeit, kurz: *Wiederholung*. Kunst und Kulturtechnik sind dabei nicht als Gegenstandsorten oder Verfahrensarten misszuverstehen, sondern verdanken sich methodischen Stilisierungen, zwischen denen die Erschließungsleistung und das Bezugnahmepotenzial von Medien oszilliert. Jede sich in Wahrnehmungsschemata sedimentierende Kunst zehrt von überkommenen Kulturtechniken und bildet sie zugleich um.

10. *Das Beispiel: Verkörperte Sprache oder:
Über die Sprache als Stimme und als Schrift*

Wie in einer kulturanthropologischen Dimension im Spannungsfeld der Begriffe »Übertragung«, »Inkorporation«, »Inszenierung« und »Transskribierung« sich eine medientheoretische Perspektive abzeichnet, die neue Facetten vertrauter »Gegenstände« philosophischer Reflexion zutage treten lässt, kann am Beispiel der Sprache erläutert werden. Es geht um Konzept und Idee der »verkörperten Sprache«. Leitend ist dabei die Maxime: *Es gibt keine Sprache außerhalb ihrer gestischen, stimmlichen, schriftlichen oder technischen Artikulation*. Diese »verkörpernde Artikulation« ist zugleich ein Akt der Konstitution des darin Artikulierten.

10.1. *Zur Stimme oder:
Über die Spur des Körpers im Sprechen*

Obwohl die Dialogizität, die pragmatischen Dimensionen von Sprechen und mündlicher Kommunikation, ein tragendes Funda-

ment im Selbstverständnis moderner Sprachphilosophie sind, ist die Stimme und die Lautlichkeit des Sprechens ein nahezu vergessenes Phänomen. Doch die gesprochene Äußerung ist immer ein Zusammenspiel von Satz und Klang. Angesiedelt auf einer Skala, die reicht vom Schrei bis zum artikulierten Wort, ist die Stimme die Spur des Körpers im Sprechen. In dieser Eigenschaft ist sie nicht nur ein semantikspezifizierendes Vehikel des Aussagegehaltes der Rede. Dies ist sie zweifelsohne *auch*. Doch in der je eigenen »Physiognomie« der Lautlichkeit beim Sprechen (z. B. Brustton und Kopftön) zeigen sich Macht und Ohnmacht, aber auch ein elementares Begehren, ein Anspruch also an den anderen. Der Stimme ist eine bindende und entzweieinde Kraft des Appells eigen, die wirksam wird, noch vor aller argumentativen Verteidigung intersubjektiver Geltungsansprüche der Rede. Im Medium der Stimmlichkeit tritt zutage, dass das Sprechen mehr ist als ein symbolisches Handeln, als ein verständigungsorientierter Austausch von Zeichen, selbst mehr ist als Kommunikation. Vier Fragen weisen dem Nachdenken über die Stimme die Richtung: (a) *Fluidität*: Die Existenz des Lauts liegt in seinem Verschwinden. Kristallisiert sich im Fluxus des Sprechens »die Sprache« überhaupt aus zu einem repräsentationalen Zeichensystem, von dem wir »Gebrauch machen können«? (b) *Musikalität*: Was heißt es, wenn nicht mehr die Musik als Sprache, vielmehr die Sprache als Musik betrachtet wird? Kann das Miteinandersprechen am Vorbild des Miteinandermusizierens beschrieben werden? (c) *Ereignishaftigkeit*: Durchbricht das Unwiederholbare am Ereignis des stimmengebundenen Sprechens die Signifikanz der Rede? (d) *Heterogenität*: Ist die Stimme nicht nur Vehikel der Rede, sondern deutet, kommentiert und unterminiert sie zugleich, was sie besagt? Zeigt die Stimme auch, was die Rede verschweigt? Ist kraft seiner Lautlichkeit das Sprechen Sagen und Zeigen, Text und Bild zugleich?

10.2. Zur Schrift oder: Über die Genese der Sprache
als theoretischer Gegenstand aus der Performanz
ihrer schriftsprachlichen Darstellung

Sprache zu untersuchen heißt, das kontinuierliche Verschwinden des Wortes im Redefluss zu bannen. Aufzeichnungstechniken kommen so unvermeidlich ins Spiel. Erst durch die Schrift wird die Identifizierbarkeit und Reidentifizierbarkeit sprachlicher Einheiten gewährleistet. Das Schriftbild dekontextualisiert das Sprechen. Die phonetische Schrift liefert eine ›Planskizze‹, eine Kartographie, durch welche die sinnliche Fülle klangvoller Sprachvollzüge in diskrete Zeichen ausbuchstabierbar wird. Sie fixiert Sprache nicht nur, sondern visualisiert damit die ›Form der Sprache‹. Diese Form aber besteht in ihrer Systematizität: Das (übrigens lautlose) Phonem als abstrakte, unteilbare Grundeinheit der Sprache erweist sich so als ein Epiphänomen des Graphems; der Satz als identifizierbare und reidentifizierbare Aussage zeigt sich als ein Emergenzphänomen des Grammatikschreibens. Überdies ermöglicht die ›unpersönliche‹ Schrift eine Streitkultur des Wortes, die sich entfalten kann unabhängig von der Leiblichkeit, Personalität der Sprechenden. Kurzum: Erst die Schrift bringt die Sprache als ein solitäres Medium der Kommunikation hervor, welches autark ist gegenüber Gestik, Mimik, Prosodie sowie Situation und Kontext der Rede.

11. Epilog: Worin also liegt der Gewinn einer
medientheoretischen Perspektive im Philosophieren?
Drei Gedanken als Ausblick

(a) Die Philosophie fragt nach dem, was uns selbstverständlich ist; sie macht explizit, wovon wir implizit in unserem praktischen und theoretischen Tun ausgehen. Es ist gerade die Sprach-, Zeichen- und Interpretationsphilosophie, die sich diesem Anliegen verpflichtet fühlt. In einer medientheoretischen Perspektive nun

kommen die nichtsinnhaften, materialen Bedingungen der Entstehung von Sinn, die stummen, prä-signifikativen Prozeduren der Signifikation, die ›Nahtstelle‹ von Sinn/Nicht-Sinn in den Blick. Die Frage nach medialen Konstitutionsleistungen zu stellen heißt, die fraglosen, die ›unsichtbaren‹ Voraussetzungen von Zeichengebrauch und Interpretation thematisch werden zu lassen.

(b) ›Flache Ontologie‹: Ein nicht nur in der Philosophie, sondern auch in den Geisteswissenschaften verbreitetes Zwei-Welten-Modell kann vermieden werden. Gemäß dieser Vorstellung ist zwischen ›Regeln‹ (auch: System, Schema, Form) und ›Regelanwendung‹ (auch: Realisierung, Aktualisierung, Instantiierung) so zu unterscheiden, dass diese den verschiedenen Seinsregistern des Universalen und des Partikularen zugeordnet werden. Die Unterscheidung von ›type‹ und ›token‹ ist die semiotische Version dieses Zwei-Welten-Modells. In der Perspektive des Verkörperungsansatzes zeigt sich nun: Nicht nur die Regelanwendung (›token‹), auch die Regeln (›type‹) selbst können nur in Gestalt von Verkörperungen (als Beispiele, als Kodex, als Regelbeschreibung, als notiertes Programm) eine maßstabsetzende Rolle spielen – ebenso wie der ›Urmeter‹. Das Universale erweist sich als ein singuläres Phänomen, welchem in unseren Praktiken eine maßstabsetzende, eine paradigmatische Rolle zugewiesen, das also zum Vorbild und Muster gemacht wird. Zugleich bedeutet das: Das Wesentliche ist nicht unsichtbar, also hinter den Phänomenen gelegen. Was wesentlich ist, zeigt sich. Medien sind immer Medien des Erscheinenslassens.

(c) Ein alternatives Bild vom Handeln, von der Praxis, von der menschlichen Existenzsituation kann gewonnen werden: ›Handeln‹ ist weniger Erschaffung im Sinne der creatio ex nihilo, der originären Neu-Produktion, vielmehr der Gebrauch von etwas, das wir gerade *nicht* selbst hervorgebracht haben und das wir doch im Gebrauch zugleich verändern und unterminieren können. ›Entstehung‹ ist als Transformation, als ein ›Anderswerden im Wiederholen‹ zu denken. Die Perspektive der Medialität, die am

Übertragungsaspekt durchaus festhält, erkennt an, dass wir – in gewisser Weise – immer »mit fremder Stimme sprechen«. Unsere Kreativität liegt nicht einfach darin, dass wir sprechen und interpretieren, sondern darin, dass wir mit *verschiedenen* Stimmen sprechen und dass wir *uminterpretieren* können. Die menschliche Form des Schöpferischen liegt im Perspektivenwechsel.